

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 14 (1954-1955)

Heft: 2

Artikel: Erfahrungen und Beobachtungen auf meiner Wanderung durch die Surselva

Autor: Maissen, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erfahrungen und Beobachtungen auf meiner Wanderung durch die Surselva

Von Dr. A. Maissen

Begegnungen mit Land und Leuten unserer Gebirgslandschaft haben immer etwas Bezauberndes an sich. Kaum verläßt man die mit so eigenartigen Lebensbedingungen ausgestattete Alpenwelt ohne reichen Gewinn und innere Festigung.

So war ich froh, als ich vor einigen Jahren vom Präsidenten des Komitees für Bündner Bauernhausforschung den Auftrag erhielt, eine Anzahl Dörfer, Weiler und Gadenstätten in der Surselva aufzusuchen, um typische alte Häuser und Wirtschaftsgebäude in ihrer Bauweise zu untersuchen und zu beschreiben. Wichtige Hilfsmittel sollten die Photographie und die Skizze und einfache Auf- und Grundrisse einzelner Bauten und deren Teile sein. Aber auch die sprachliche Seite, Ausdrücke und Wendungen in romanischer Sprache sollten nicht vernachlässigt werden.

Mit Heften, Apparaten und Proviant versehen, begann die Reise, trotz der Schwierigkeiten der mir gestellten Aufgabe, trotz der Weitschweifigkeit des Geländes mit seinen Seitentälern und den bedeutenden Höhenunterschieden innerhalb der Täler und der Wirtschaftsdomänen eines Bauerndorfes. In einem Zuge, fast pausenlos, muß die abwechslungsvolle Arbeit vorangetrieben werden, um den Zusammenhang, den Überblick nicht zu verlieren. Hausnummern, Namen der verschiedenen Hausbesitzer müssen festgehalten, Photos und Skizzen säuberlich geordnet werden.

Gleich an meinem Ausgangspunkt, Disentis/Mustér, zeigten sich besondere Formen von Häusern, Ställen und Histen. Nachdem ich die Weiler Funs, Clavaniev, Acletta und Mompe Tujetsch besucht hatte, hielt ich in Valsut ein Weilchen an. Zu den interessanten Stadel- und Kornhistengruppen der Umgebung gesellte sich ein flinker und leutseliger Bauer aus Segnas zu mir, der in stundenlangem Gespräch die Flurnamen und Gehöfte, Teile und Konstruktion der einzelnen Gebäulichkeiten erklärte und die Arbeitsweise erörterte. Diese Freundlichkeit gab mir Mut für die Weiterreise. Und hier möchte ich gerade allgemein bemerken, daß das Verständnis für meine Arbeit und die Zuvorkommenheit der Bevölkerung nie erlahmten, auf meiner ganzen Tour nicht. Nie ist mir eine Auskunft verweigert worden, selbst dann nicht, wenn die Feldarbeiten in vollem Gang waren. Irgendwie konnte man es immer einrichten. Die so freundlich gewährte Hilfe war in den meisten Fällen aber nicht alles. Oft wurde am Schluß der Erhebungen in einem Dorf oder Weiler von irgendeiner Seite her ein Imbiß angeboten, meist bestehend aus Kaffee, Brot und Bindenfleisch, auch Wein kam etwa auf den Tisch. Dabei unterhielt man sich über Einzelheiten des früheren Bauens, über Baumeister, Bauherren, Alter und Zugehörigkeit von Haus und Gut durch die Jahrhunderte. Selbstverständlich glitt das Gespräch mitunter hin-in in die Sphäre privater Freuden und Leiden des Gebirgsbauers. Für die Ermittlung der Einteilung eines Hauses wurde der Eintritt in Küche, Wohnzimmer bis zum Dachboden ohne weiteres gewährt. Selbst bei komplizierten Einrichtungen mit Leitern und kleinen Gerüsten, um Inschriften, Jahrzahlen,



Abb. 26. Altes Doppelhaus in Vrin, Puzatsch.

Initialen und Verzierungen an Pfettenköpfen zu ermitteln und zu photographieren, halfen die Leute tüchtig mit.

Beim ersten Auftreten mit meiner Mappe wurde ich verschiedentlich als Reisender angesehen und angeredet. «Wenigstens einmal ein romanischer Kommis», war dann der erste Gruß. Meine raschen Positionswechsel beim Photographieren in engen Gassen eines Dorfes oder Weilers, besonders an Wintertagen, rief gleich neugierige Einwohner ans Fenster. Sie mögen dann sich gefragt haben, ob der Mann in seinen sonderbaren Bewegungen wohl noch beieinander sei. Aber auch da entspann sich gleich ein freundliches Gespräch mit den Fensterleuten.

Die schönsten Wanderungen führten mich über Höhenwege und schmale Pfade, die keine Fahrzeuge begehen können. So stieg ich an einem der ersten Tage in der Nähe von Disentis bis hinauf zu den Maiensäßen von Patschadeuns, wo ein Bauer mir nicht nur warmen Kaffee anbot, sondern Tische und Gebrauchsgegenstände aller Art aus seiner Maiensäßhütte heraustrug, damit ich alles schön photographieren könne. Auch hier erfuhr ich viel Wissenswertes über die Maiensäße dieses steilen Geländes. Von dort gelangte ich am selben Tag hinunter nach Caprau, Cavardiras, Disla, Madernal, Pardomat, Compadials bis Trun.

In starkem Schneesturm verfehlte ich ein anderes Mal im Spätherbst den Weg von Surrhein hinauf nach dem kleinen Weiler Laus. Erst weit ob dem Weiler lichtete sich über mir der steile, felsenreiche Wald nach manchen



Abb. 27. «Vrinerhaus»

Strapazen in nassem, glitschigem Neuschee. Auf dem warmen Specksteinofen einer Stube in Laus konnte ich meine Kleider schön trocknen; ein gutes Essen, ein warmer Kaffee mit Bindenfleisch gaben wieder neue Kraft.

Andere herrliche Ausflüge führten mich, stets mutterseelenallein, von Somvix nach Clavadi, Siltginas, Sogn Benedetg, dann von Rabius über Bardigliun, Caltgadiras, Cartatscha nach Trun. Wer kennt alle diese kleinen Höfe, möchte man sich fragen? Auch auf dem Gebiete der Gemeinde Breil/Brigels, von Tavanasa bis hinauf zu den Brigelser Maiensäßen, betritt man altes Kulturland.

Von Ilanz aus beginnt das lange Lungnezertal. Besonders in guter Erinnerung bleibt mir der Ausflug von Lumbrein nach den Weilern auf der rechten Talseite: Surin, Pruastg, Silgin. Der Tag war so schön und ertragreich, daß erst um 3 Uhr an das Essen gedacht werden konnte. Der Weg zu Fuß bis Ilanz wurde erst bei Einbruch der Dämmerung betreten. Nicht weniger interessant waren Gänge nach Pitasch, Riein und Duvin, wo besonders die Maiensäße Runca und Murglins mit ihren vielen Hütten Eindruck machten. Auf dem gleichen rechtsufrigen, durch Schluchten zerklüfteten Plateau des Glennertales verstieg ich mich eines schönen Wintertages über Camuns, Runs und Tersnaus bis zum Einzelhof Cunscharolas hinauf.

Die Arbeit im Lungnez von Ilanz aus erleichterte mein Fahrrad. Die Post beförderte es morgens bis Villa, Lumbrein usw. Der Rückweg ging von selber. Nur Witterung, Sonnenstand und Schattenwurf verhinderten etwa die Aufnahmen einzelner Objekte. Deshalb galten demselben Orte oft mehrere Besuche. Die großen Ortschaften an der linksseitigen Autoroute des Lung-



Abb. 28. «Vrinerhaus»

nezertales sind besonders reich an baulichen Eigentümlichkeiten, so besonders Vrin, Lumbrein und Villa. Solche Orte beanspruchten mehrere Tage, bis die Arbeit einigermaßen erledigt war. Mit etwa 1200 Photographien und zahlreichen Skizzen beendete ich meine Aufnahmen in der Surselva. Das Material mußte noch gesichtet und die Bilder mußten beschriftet werden. Daß aus den 30 Tagen 100 wurden, ist wohl leicht verständlich.

Die Surselva mag früher in großer kultureller Einheit dagestanden haben, besonders auch mit Bezug auf die Gebäulichkeiten. Bei genauer Betrachtung zeigt sich heute eine erstaunliche Vielheit, die oft nur dem systematisch Suchenden so recht zutage tritt. Könnten wir, retrospektiv betrachtend, alles jene an unseren Bauten wegfallen lassen, was im Laufe der Jahrhunderte hinzugezimmert worden ist, könnten wir also den ursprünglichen Bau wieder sehen, wir würden staunen vor den einzelnen Schönheiten, mit denen der einfache Meister oder der Besitzer das Haus geschmückt hat. Heute sind die Einkerbungen und Fensterfriese vielleicht verschalt, verstümmelt, oder sie sind bei der Verbauung entfernt worden. Ja, wir treffen in der Surselva heute in unseren Dörfern oft einen wahren Wirrwarr an von Häusern, Ställen und Gäßchen, einen fast chaotisch anmutenden und bisweilen verfälschten Formenreichtum. Doch finden sich auch wieder reizende Dorfteile, herrliche Dorfplätze mit ihren alten Brunnen und mancher ursprünglichen Form, nicht aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammend, wohl aber aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit zum Teil gut erhaltenen Holzhäusern und anmutigen Speichern.

Zu den ältesten noch erhaltenen Teilen des Hauses gehört die Küche. Oft wird dieser wichtige Raum, in dem die Bauernfrau einen großen Teil ihres Lebens verbringen muß, vernachlässigt und vergessen. Das ganz einfache Haus, das wir betreten, besteht noch heute! Durch die Haustüre gelangen wir traufseits unmittelbar in die Küche. Kein richtiger Fußboden ist hier zu finden, sondern gestampfte Erde. In der Nähe des offenen Feuers befindet sich eine Steinplatte, auf der die Bauernfrau beim Zurichten ihrer Mahlzeiten beschäftigt ist; abends versammelt sich in der Küche auch die ganze Familie, besonders im Winter. Die Feuerstelle besteht aus einigen zugerichteten Steinen für Kessel und Pfannen. Der Rauch hat freien Lauf im ganzen Raum, da der Küchentrakt bis zum Dach hinauf offen ist (erst später wurden dort Schlafzimmer mit Decken eingebaut). Mühsam verzieht er sich dann durch den halboffenen Giebel und das undichte Schindelwerk. Von der Küche aus gelangen wir unmittelbar in Firstrichtung in den Wohnraum, der zum Elternschlafzimmer führt. Der Ofen in der Stube ist recht primitiv. Ein grobgemauerter Steinhaufen mit einer Platte darauf ist alles. Das Holz gelangt von der Küche aus in den Ofen. Auch hier ist keine Spur eines Kamins vorhanden. Durch ein Zugloch kommt der Rauch wieder in die Küche und vereinigt sich mit dem der Feuerstelle. Eine Leiter oder schmale Treppe führt von der Küche aus hinauf zu den Schlafzimmern ob der Stube und in den Dachstock. Diese eher ärmliche Behausungsart stellte damals einen nicht unwesentlichen Teil der Wohnungen dar. Sie entspricht in vielem der jetzigen Maiensäßhütte, die allerdings nur ausnahmsweise einen Oberbau hat.

Besuchen wir die Küche in einem sogenannten Steinhaus daneben. Auch dieser Haustypus ist nicht außer acht zu lassen! Er macht eher einen düster-trotzigen Eindruck mit seiner Massigkeit. Die Küche hat ihre besondere Form. Ein festes Steingewölbe überdeckt den schmalen, finsternen Raum, der etwas Licht von einem kopfweiten Guckfenster erhält. Alles ist vollständig durchschwärzt von Rauch und Ruß; pechartig ist der dicke, schwulstige Belag! Der Rauch hat praktisch keinen anderen Ausweg als den der niederen, ebenfalls gewölbten Türe. Wie die Feuerstelle aussieht, ist kaum zu ermitteln. Der Boden ist gestampft. Im dicken Mauerwerk befindet sich eine Nische als Feuerstelle mit anschließendem kleinem Backofen und niederer Öffnung. Die Anlage der Feuerstelle lässt schließen, daß neben hochbeinigen Häfen auch kupferne Pfannen und Kessel Verwendung fanden, die von einer Art eiserner Umfassung, der sogenannten Trommel, festgehalten wurden. Solche stark untermauerte Häuser bestehen noch heute, besonders in stattlicheren Dörfern. Sie gehören zum ältesten Bestand und waren sicher Eigentum wohlhabender Bauern.

Die dritte Küche, die wir bei unseren Vorfahren besuchen wollen, befindet sich in einem gutproportionierten Doppelhaus. Die gebräunten Holzwände verleihen dem Bau besonderen Ausdruck. Die mit schönem Geländer ausgerüsteten Lauben erhöhen den Reiz. Der Vorbau mit Konsolen, der sogenannte «Vorschutz», und der prächtig ornamentierte Grundbalken lassen auf einen vorzüglichen Baumeister schließen. Die niedrigen, unverdorbenen «Dreierfenstergruppen», oft mit geschnittenen und hübsch bemalten Blumengestellen aus Holz voll überhängender Nelken, zeugen von der liebevollen Pflege einer frohmütigen und tüchtigen Hausfrau. Dieser so ver-

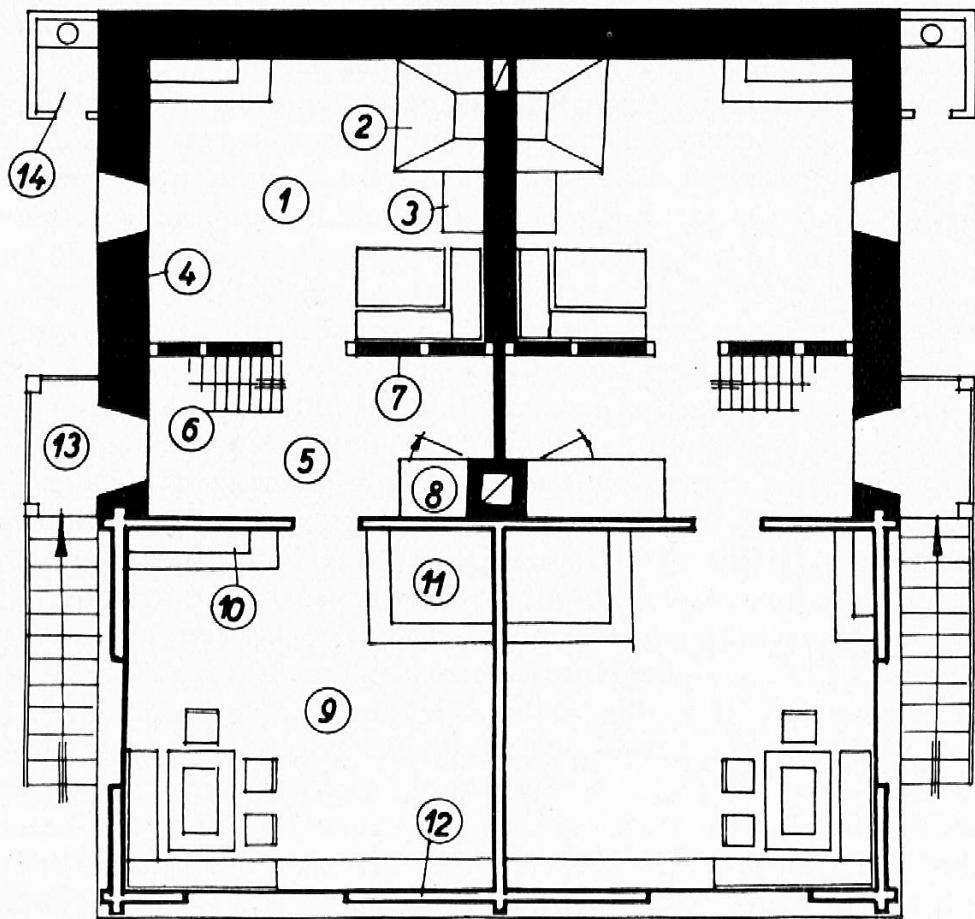


Abb. 29. Grundriß. Zweifamilienhaus

1 Küche; 2 Rauchfang und offene Herdstelle; 3 Bank für Wassereimer; 4 Bruchsteinmauer; 5 Gang (Suler); 6 Treppe in den Oberstock; 7 ausgemauerte Riegelwand; 8 Ofenfeuerung; 9 Stube; 10 Stubenbuffet; 11 Mauerofen mit Ofenbank; 12 Strickwand; 13 Treppe und Eingang; 14 Abort

breitete Haustypus, in mehreren Varianten herausgebildet, entspricht etwa dem modernen Doppelfamilienhaus. Es ist in zwei vertikale Hälften geteilt, so daß jeder Besitzer seinen Anteil fast unabhängig vom Keller bis zur Giebelkammer genießen kann. Treten wir in eines der beiden Halbhäuser ein! Eine Steintreppe führt von außen der Traufseite entlang hinauf bis zum gedeckten Vorplatz mit Geländer und Sitzbank. Durch die horizontal aufgeteilte Türe gelangen wir in den Gang, welcher beide auf die Bergseite gerückten Küchen von den talseits befindlichen Stuben trennt. Der Korridor ist oft durchgängig für beide Hausteile. An den Enden desselben verbindet eine Treppe den Wohnboden mit den Schlaf- und Vorratsräumen. Infolge der fast quadratischen Form des Hauses ist die Küche, falls ein Teil ihres Raumes nicht als Kemenate (tgaminada) ausgebaut ist, recht geräumig. Die Herdstelle in einer Ecke des Raumes ist groß und etwas erhöht. Die mächtige Steinplatte hat noch nichts von einem geschlossenen Herdsystem moderner Art. Über der Feuerstelle öffnet sich ein Rauchfang großen Ausmaßes, der walmdachartig weit in den Raum hineinreicht. Es ist der sogenannte «Chemischoß», der an seinem nach oben verengenden Ende in ein Mauerwerk des

Doppelkamins einmündet. Denn aus der Küche der anderen Haushälfte gesellt sich der Rauch in gleicher Weise her zur Mitte.

Aus dem großen, dachartigen Rauchfang, an Querbalken oder Eisen befestigt, hingen Feuerketten herunter. Daran waren die von den Fremden so begehrten schöngeformten Erzhafen (vanaun) befestigt, größere und kleinere. Diese Küchenausstattung, wenn auch holzraubend, bedeutete eine gewaltige Verbesserung im Hausbau. Den Rauch hatte man endgültig aus dem Haus, d. h. aus den Räumen gebracht. Das Feuer war meistens nur durch einige bewegliche Steine eingedämmt. Eigentliche Einfassungen befanden sich hin und wieder auf einer Seite der Feuerstelle, wo kupferne Kessel und Pfannen ihre Verwendung fanden und mit besonderem Rauchzug bis zum weiten Kamin in Verbindung standen. So bestanden nebeneinander das Kochen im Erzhafen, besonders an Sonn- und Feiertagen für die Fleischzubereitung, dann der Pfannen- und Kesselbetrieb für Mahlzeiten an gewöhnlichen Tagen. Nicht zu vergessen ist der eingebaute Backofen, der auch von der Herdseite aus gespeist und bedient wurde. Er konnte aber auch im Freien als Gemeinschafts- oder Genossenschaftsbackofen bestehen. Auch hier hatten sich früh verschiedene Richtungen und Bräuche herausgebildet.

Wenn wir noch einmal die ästhetisch ganz hervorragenden Erzhafen nennen, so weil mit ihnen recht viel Brauchtum verknüpft war. Bei einem Festmahl, das man sich nicht weniger üppig als heute vorstellen darf, war der Raum mit herrlichem Duft erfüllt. Der große Erzhafen war bereits seit der Frühe und während des langen Gottesdienstes über dem Feuer, ausgefüllt mit einem ganzen Schinken, der nicht nur vorzügliches Fleisch, sondern auch die begehrte Fleischsuppe für die ganze Familie und die Gäste spendete. Dicke Knödel, später duftende Kartoffeln usw. galten als beliebtestes Zubehör und wurden teils mit dem Fleisch, teils in den kleinen Kesseln und Pfannen hergerichtet.

Nun ist diese Küchenform und das damit zusammenhängende Brauchtum endgültig verschwunden. Die offenen und halboffenen Herdstellen, der mächtige Chämischchoß verbleiben noch in alten, verwahrlosten, oft nicht mehr bewohnten Häusern. Die Neuerungen wurden durch die jetzige Feuergesetzgebung beschleunigt. Die sicherere Feuerführung wurde durch Subventionen begünstigt. Damit war den alten Herden, Kesseln und Pfannen alten Stils der Garaus gemacht. Sie verschwanden hinauf in die Maiensäße oder wurden dem Keßler oder Trödler verkauft. Die hübschen Erzhafen in allen Größen paradieren heute in den Korridoren besserer Häuser, ja haben sogar in der schönen Stube als origineller Blumentopf Verwendung gefunden.

Zu dieser Küchenerneuerung gesellte sich etwa in den gleichen Jahren eine weitere Errungenschaft von größter Tragweite. Neben den Herdstellen, wo sich heute Schüttstein und Wasserhahn befinden, standen früher auf einer Bank die unentbehrlichen kupfernen Wassereimer mit Wasserreserve für den Haushalt. Das Wasser wurde oft von weither, sogar mit Wasserjochen herbeigetragen. Nicht jedes Dorf hatte seinen Dorfbrunnen mit schmucker Wassersäule und Ausgußröhre, vielleicht einen Brunnentrog aus einem Baumstamm, der das Wasser durch einen Zuleitungskännel aus dem Bächlein erhielt. Wassermangel und gelegentlich Wassernot waren nicht seltene Erscheinungen. Die auf dem ganzen Kontinent noch vor 100 und

150 Jahren befindlichen Holzwasserleitungen konnten das Wasser noch nicht durch Abzweigungen in jedes Haus führen. Durch findige Einrichtungen war eine Verästelung zu den Nebenbrunnen möglich. Dies war alles! Solche Leitungen aus jungen Tannen- oder Föhrenstämmchen, die mittels eines mächtigen Teuchelbohrers zu «Teucheln» (Holzröhren) verarbeitet und auf weiter Strecke unter der Erde aneinandergereiht wurden, bestanden bei uns noch da und dort vor 70 Jahren. Wer denkt aber noch an diese damals so selbstverständliche Einrichtung! Das idyllische Bild des Teuchelbohrens ist für immer verschwunden. Die epochemachende Errungenschaft der Metallröhren bringt heute das Wasser in fast jede Bauernküche.

Sowohl die heutige Küche als auch die bessere und gesundere Wasser-versorgung in beinahe allen unseren Bergdörfern dürfen als bedeutender Fortschritt in unserer Wohnkultur angesehen werden. Niemand wird den ungesunden, raucherfüllten Küchen, dem weiten und beschwerlichen Wasser-gang der Bauersfrau, besonders während des rauen und kalten Winters, nachtrauern. Die ganze Entwicklung entsprach einem wirklichen Bedürfnis und blieb im allgemeinen ohne verheerenden Schaden an baulichen Kultur-gütern. Anders und folgenschwerer verhält es sich oft mit unvernünftigen und unnötigen Umgestaltungen und Umbauten in unseren Dörfern. Planlos und ohne Bedacht verfallen reizende Häuser und Häuserreihen der Ver-nichtung oder Verschandelung.

Das Engadinerhaus

Von Arch. J. U. Könz

In der großen Vielfalt der Hausformen in Graubünden entstand an der Kreuzung zweier wichtiger Verkehrslinien eine ganz besondere Form, das Engadinerhaus.

Das Engadin ist ein gegen Osten und Westen offenes Tal. Einerseits ist es durch den natürlichen Flußlauf mit dem oberen Inntal und über den sehr bequemen Reschenpaß mit dem Etschtal verbunden; anderseits bildet der in allen Zeiten vielbegangene Malojapaß eine sehr gute Verbindung mit der Comerseegegend.

Bauformen entwickeln sich flußaufwärts; das Engadin bildet in diesem Punkte keine Ausnahme; denn im Grunde besteht derselbe Bautyp wie im Engadin auch im oberen Inntal und im Vintschgau. Die Grundform des Engadinerhauses dringt von Osten her in unser Land ein. Gleichzeitig ist der Einfluß von Süden und Westen her ein bedeutender, wenn er sich auch nicht auf die Grundform, sondern vielmehr auf Baugesinnung, Detailform und Ornament geltend macht. Mit dem Norden und hauptsächlich mit der Hauptstadt Curia Raetorum ist das Engadin seit der Römerzeit durch die Julier-route verbunden, zu der sich im Mittelalter die Albulastraße und außerdem viele weniger ausgebaute Übergänge im unteren Talabschnitt gesellten.

Es ist nun gerade im Schnittpunkt der Ost-West-Straße durch das En-gadin mit dem Süd-Nord-Übergang Bernina-Julier bzw. Albula, wo die höchste Entwicklung des Engadinerhauses stattgefunden hat. Mannigfaltige und von weither kommende Einflüsse haben sich hier zusammengefunden und